

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 94.

Dienstag, 23. April.

1929.

(13. Fortsetzung.)

Der Moro-Konzern.

Roman von A. Weirauch.

(Nachdruck verboten.)

„Ganz bestimmt“, bestätigte Moro, „die Sache wird sich ja schnell aufklären. Vorläufig haben die Herren hier den Befehl der Staatsanwaltschaft auszuführen. Telephonieren hat da keinen Zweck, lieber Graf.“

„Darf ich bitten, uns die Wohnung zu zeigen, Herr Brandt!“ drängte nun der Beamte. „Ich hoffe ja auch, daß sich die Angelegenheit bald aufklären wird. Vor-erst bitte ich Sie aber, mir ohne Aufsehen zu folgen.“

„Aber selbstverständlich“, sagte Brandt, der wohl einfaßt, daß hier jetzt nichts zu ändern war. Natürlich gehe ich mit. Man wird mich ja, denke ich, gleich wieder loslassen. Es liegt doch lediglich ein Irrtum vor.“

Inzwischen hatten sie die Wohnung erreicht, die Brandt aufschloß.

„Hier — meine Räume.“ Er führte die Herren durch die Zimmer. „Diese Tür führt ins Kontruktionsbureau, das nicht mehr zu meiner Wohnung gehört. Konstantin, darf ich dir den Schlüssel geben?“

„Sie pflegen in diesem Bureau zu arbeiten?“ fragte der Beamte.

„Natürlich. Ich habe da täglich zu tun“, bestätigte Brandt. „Speziell in dem kleinen Zimmer ganz hinten.“

„Dann werden wir die Schlüssel eventuell vom Herrn Grafen erbitten müssen“, sagte der andere, sich zu diesem wendend. „Zunächst kommt nur die Wohnung in Frage. Sind Sie bereit, Herr Brandt, oder haben Sie noch etwas mitzunehmen, dann bitte!“

„Ich bin bereit“, erwiderte Brandt. „Was sollte ich auch mitnehmen? Ich komme ja doch wieder gleich zurück.“

Der Kommissar gab den beiden ihm begleitenden Beamten noch einige Weisungen bezüglich der Durchsuchung; dann wandte er sich mit einem kurzen „Bitte, Herr Brandt!“ zur Treppe, die er an der Seite des Ingenieurs hinabstieg.

Graf Schonburg blieb neben dem Beamten und redete auf diesen ein: „Wenn Sie dazu in der Lage sind, Herr Kommissar, darf ich doch bitten, Herrn Brandt, für den ich, wie schon gesagt, jede Bürgschaft übernehme, nach dem Verhör sofort wieder auf freien Fuß zu setzen. Es liegt auch im Interesse unseres doch gemeinnützigen Unternehmens, daß nicht einer unserer Herren vor der Öffentlichkeit bloßgestellt wird. Im übrigen werde ich mich umgehend mit dem Staatsanwalt in Verbindung setzen. Können Sie mir dessen Rufnummer sagen?“

„Soweit es an mir liegt, Herr Graf“, gab der Beamte höflich zurück, „soll die Sache so schnell und unaufällig wie möglich erledigt werden. Der Befehl zur Durchführung kam von der Oberstaatsanwaltschaft. Dort wird der Herr Graf jede nähere Auskunft bekommen können.“

Rolf drückte Konstantin die Hand und grüßte zu Moro hinüber, der zurückgeblieben war. Dann bestieg er das Auto, an dessen Tür ein weiterer Beamter wartete. Der Kommissar folgte in das Innere des Wagens. Mit einem Ruck setzte sich dieser in Bewegung und verschwand schnell den Blicken der zurückbleibenden Herren.

„Begreifen Sie das, Herr Moro?“ fragte Graf

Konstantin erregt den anderen, der sich ihm wieder genähert hatte.

„Was soll ich da sagen?“ zuckte jener die Achseln. „Da kann man nur abwarten, wie sich die Sache entwidelt. Die Aufklärung wird ja nicht lange auf sich warten lassen.“

„Aber die Haussuchung! Rolf ist doch kein Dieb. Es ist geradezu unerhört! Ich will gleich die Staatsanwaltschaft anrufen.“

Und er wandte sich zum Gehen.

„Aber Graf, was soll das denn nützen?“ hielt ihn Moro zurück. „Ist die Sache ein Irrtum, so wird sich das ja bei der Vernehmung zeigen. Ist sie aber ernst, so nützt auch Ihr Anruf nichts.“

„Sie mögen recht haben; aber es ist unglaublich!“ gab der Graf entmutigt zu.

„Wirklich zu ungelegener Zeit kommt diese dumme Geschichte“, ärgerte sich der andere. „Gerade jetzt, wo Herr Freshfield da ist und Brandt ihm die neue Maschine vorführen sollte. Haben Sie denn für den schlimmsten Fall einen Ersatzmann?“

„Wenn Sie weiter nichts beunruhigt“, gab der Graf gereizt zurück. „Ich habe selbstverständlich immer einige Ersatzleute. Da ist zum Beispiel Herr Wenzler, der sich schon im Felde als Kampfsieger hervorgetan hat; der fliegt ebenso gut wie Brandt. Die Sorge ist also unnötig. — Die Haussuchung dauert aber lange! — Was das wohl für eine Anzeige sein mag?“

„Warten wir es ab“, entgegnete Moro ruhig. „Mit Vermutungen ist da nichts getan. Vielleicht lachen wir heute abend über die ganze Geschichte. Zur Beunruhigung liegt vorerst keinerlei Anlaß vor. Heutzutage ist jedermann Verdächtigungen ausgesetzt. Die Vernehmung an sich kompromittiert Brandt noch nicht. Also nehmen Sie die Sache nicht so schwer, lieber Graf.“

Die Beamten, welche die Haussuchung vorgenommen hatten, erschienen am Eingang des Hauses. Sie teilten dem Grafen mit, die Durchsuchung sei beendet, die Wohnung hätten sie vorläufig versiegeln müssen. Ein Betreten sei bis auf weiteres untersagt.

„Schön!“ sagte der Graf gereizt. „Wie Sie wollen. Und was haben Sie denn durchbares gefunden?“

„Nichts weiter“, gab der Beamte zurück, „eine Kleinigkeit haben wir da mitgenommen.“

Dabei wies er auf ein Paket, das der andere unter dem Arm hielt. Dann verabschiedeten sich die beiden und bestiegen das inzwischen wieder eingetroffene Polizeiauto.

Erstaunt und beunruhigt blieb Graf Schonburg zurück. Moro aber bewahrte seinen Gleichmut.

Die Vernehmung, der Brandt nach Unkunst im Polizeipräsidium unterzogen wurde, sollte wesentlich anders enden, als er sich dies gedacht hatte.

Nach Aufnahme der Personalien fragte der vernehmende Kriminalkommissar Brandt nach seinem Verhältnis zu den beiden Grafen. Brandt gab ein wahrheitsgetreues Bild, ohne die zwischen ihm und dem Ermordeten vor dessen Tode eingetretene Entfremdung besonders zu betonen.

„Sie standen mit dem jüngeren Grafen schon lange vor dem Morde in Verbindung?“ fragte der Beamte.

„Ich bin ein Jugendfreund —“

„Ich meine, in geschäftlichen Beziehungen?“

„Ja, ich arbeitete in den Werkstätten des Grafen.“

„Belämen Sie dafür eine Vergütung?“

„Ich bezog von dem Grafen ein monatliches Gehalt.“

„Dieses Gehalt und die vielen Versuche und Konstruktionen kosteten doch viel Geld. Wissen Sie, woher der Graf dieses Geld hatte?“

„Graf Konstantin von Schonburg ist nicht unbedingt. Für die großen Ausgaben reichte jedoch sein Vermögen nicht aus. So bekam er regelmäßige Zuflüsse von seinem älteren Bruder.“

„Ist es richtig, daß diese Zuflüsse allmählich spärlicher flossen?“

„Die Zuflüsse kamen etwa ein Jahr vor dem Tode des Grafen Bodo seltener und hörten ganz auf.“

„Hat das Ihre Arbeiten erschwert, oder belämen Sie von anderer Seite die erforderlichen Mittel?“

„Unsere Versuche wurden durch das Ausbleiben der bisherigen Zuflüsse nahezu lahmgelagt. Von anderer Seite war Geld noch nicht zu erhalten, da die Brauchbarkeit der Konstruktionen noch nicht genügend erwiesen war.“

„Bezogen Sie Ihr Gehalt trotzdem weiter?“

„Nein. Ich arbeitete das letzte halbe Jahr ohne Gehalt.“

„Warum taten Sie das? War denn irgendwelche Aussicht vorhanden, daß Graf Konstantin zu Geld kommen würde?“

„Wir hatten beide die Überzeugung, daß unsere Konstruktionen eine Umwälzung auf dem Gebiete des Flugwesens bringen müssten. Es galt also nur durchzuhalten, bis die in beschränktem Maße weitergeführten Versuche ein Hervortreten an die Öffentlichkeit erlaubten würden. Dann mußte die Sache Geld bringen.“

„Hatten Sie verbrieft Rechte an den Erfundenen?“

„Graf Konstantin hatte mir angesichts meiner ohne Entgelt geleisteten Arbeit versprochen, mich, sobald er im Besitz von Mitteln sein würde, mehr wie schadlos zu halten; außerdem bin ich an den in Aussicht stehenden Gewinnen beteiligt. Hierüber schriftliche Verpflichtungen des Grafen Konstantin vor.“

„Sie sagten, wenn ich richtig verstanden habe, Ihre Versuche seien nahezu lahmgelagt gewesen, da die Mittel zur Fortführung fehlten?“

„Das ist richtig. Wir mußten Arbeiter entlassen und konnten nur ganz wenige Versuche anstellen.“

„Lag nicht die Gefahr vor, daß Ihnen die Errichtung von anderer Seite vorweggenommen würde?“

„Das ist zuzugeben.“

„Ihre Lage war also eine recht schwierige. Kam der Graf Konstantin nicht in absehbarer Zeit in Besitz neuer Mittel, so würde die Fortführung Ihrer Arbeiten zur Unmöglichkeit. Sie waren dann ruiniert und müßten nun vorn beginnen. Andererseits stand Ihnen, wenn diese Mittel doch noch eintrafen, eine glänzende Zukunft in Aussicht. Wußten Sie denn, daß Ihr Chef, im Falle sein Bruder sterben sollte, alleiniger Erbe der Herrschaft würde?“

„Als Jugendfreund der beiden Grafen war ich darüber orientiert.“

„Sie haben auch versucht, den älteren Bruder zur Herausgabe neuer Mittel für Ihre Versuche zu bewegen? Trifft das zu?“ „Jawohl!“

„Hatten Sie damit Erfolg oder nicht, und wie verliefen diese Besprechungen?“

„Ich hatte keinen Erfolg. Der Graf ließ sich nicht bewegen, weitere Mittel zu geben.“

„Es soll hierbei zu scharfen Worten gekommen sein, und zwischen Ihnen und dem Grafen Bodo sei eine schwere Entfremdung die Folge der Ablehnung gewesen? Ist das autreffend?“

„Das ist die Wahrheit. Ich verlehrte eine Zeitlang nicht mehr auf dem Schloß.“

„Dieser Umstand ist aber von Wichtigkeit. Warum haben Sie ihn nicht erwähnt, als ich Sie bei Beginn

Ihrer Vernehmung um eine Schilderung Ihrer Beziehungen zu den beiden Grafen bat?“

„Ich hielt die Sache für weniger wichtig.“

„Das ist durchaus falsch. Sie sollen lediglich die Tatsachen mitteilen. Über die Wichtigkeit der einzelnen Angaben wird an anderer Stelle befunden werden. Ich muß Sie ermahnen, sich streng an die tatsächlichen Ereignisse zu halten und uns nichts zu verschweigen. Wollen Sie mir sagen, wo Sie am Tage vor dem Morde gewesen sind?“

„Ich war zur Jagd auf Schonburg mit zahlreichen anderen Gästen.“

„Es war dies der erste Besuch, den Sie seit Eintritt jener Entfremdung auf dem Schloß machten?“

„Jawohl! Ich nahm die Einladung auf die dringenden Vorstellungen des jüngeren Grafen an.“

„Und wo haben Sie die Nacht verbracht, in der Graf Schonburg ermordet wurde?“ forschte der Beamte weiter.

Brandt zuckte unmerklich zusammen. Er empfand die ganze Schwere dieser Frage.

„In der Jagdhütte am Krähenwald“, gab er ruhig zurück.

„So“, sagte der Beamte, den anderen scharf beobachtend, „und warum blieben Sie da? Die anderen Gäste fuhren doch alle nach Hause.“

„Ich war von jeher ein passionierter Jäger. Ich trieb mich früher tagelang im Revier der Herrschaft umher. Nach jener Jagd ging ich noch mit dem Jäger Marx, der mir von Kindheit an bekannt ist, auf Nachjagd.“

„Blieben Sie dann allein in der Hütte oder mit dem Jäger, und warum blieben Sie noch die Nacht im Revier?“

„Ich blieb allein in der Hütte. Der Jäger ging gegen Abend nach der Stadt!“ erwiderte Brandt.

„Und was war der Grund, daß Sie noch draußen blieben?“

„Ich hoffte, am nächsten Tage noch Wild zu finden.“

„Das ist aber doch eigentlich. Der Jäger hielt die Nachjagd für beendet und also ein weiteres Bleiben für zwecklos. Sie aber glaubten, noch weiterzusuchen zu müssen. Haben Sie denn dem Jäger von dieser Ihrer Absicht Mitteilung gemacht?“

„Nein.“ „Und warum nicht?“

Brandt fühlte es kalt über seinen Rücken herunterlaufen. Schon lange war ihm klar geworden, worauf das alles hinauswollte. Jetzt erst aber sah er ein, wie schrecklich seine Lage war und wie sehr die ganzen Umstände gegen ihn sprachen. Voll bewußt, daß der Beamte ihm doch keinen Glauben schenken würde, machte er seine weiteren Aussagen.

„Ich wollte mich vor dem Jäger nicht lächerlich machen, wenn die Suche am folgenden Tage etwa erfolglos verlaufen würde, darum habe ich nichts gesagt.“

(Fortsetzung folgt.)

Blaumeisen im Briefkasten.

von Ria Bolland.

An unserm Gartentor hinter der großen Tanne hängt ein Dolstasten mit einem schmalen Spalt. Eigentlich ist er für Briefe bestimmt und erfüllte sein Hüteramt auch treulich. Er war sogar immer lebhaft beansprucht — schon durch die zurückgesandten Manuskripte, mit denen die Redaktionen ihn bevölkerten.

Voriges Frühjahr landen wir eines Morgens ein bisschen Schmutz und ein paar trockene Zweiglein im Kasten. Na, diese Lausbuben! Zeit haben sie genug davon, die Klingel am Gartentor in Bewegung zu setzen und davonzurennen, oder den Fußball auf das gelbe Narzissenbeet zu schleudern; jetzt werfen sie also Dreck in den Briefkasten!“ Wir entfernen den Schmutz — am nächsten Morgen war er wieder da, und in einer Ecke waren die Zweiglein kunstvoll verflochten, mit ein wenig Moos dazwischen gesteckt. Wir wurden stutzig. Sollte ein Vogel —! Aber das war doch gar nicht möglich. Im Briefkasten! Oder sollte die Wohnungsnote auch schon bei den Vögeln so weit vorgeschritten sein? Ich bezog einen Beobachtungsposten und richtig: ein Blau-

meischen flog ab und zu, schlüpfte wie eine Tochterente in den schmalen Spalt, mit allerhand Baumaterial im Schnäbelchen. Unsere Begeisterung und die sämtlicher Nachbarslinder war grenzenlos! Man mußte den Briefkasten aufschließen und nachsehen, wie hoch das Nest gewachsen war. Ein richtiges Vogelnest, wie man es sich gewöhnlich vorstellt, wurde es natürlich nicht, sondern ein schmales, rechtiges, genau der Form des Kastens angepaßt, ungefähr 10 Zentimeter hoch. Eines Tages lag neben einer Karte vom Bodensee ein Ei. Ein winzig kleines Vogelei! Nun fing erst unsere Sorge an: irgend so ein dicker Postkasten oder ein langweiliger Geschäftsbericht konnte unser Vogelei zerstören. Wir verständigten das Postamt. Unsere Briefträger auf dem Lande sind sehr gutmütig und haben weitgehendes Verständnis für Brutjagden eines Blaumeisenpaars. Sie legten nun die Post auf den Briefkasten und klingelten. Aber manchmal vergaßen sie es doch. Einmal fanden wir unser Blaumeisenbrüder im Kasten (denn manchmal konnte man doch nicht widerstehen, wenn die Kinder nur einmal so schrägläufig gern hineinschauen wollten, und schloß auf); es hatte eine glücklicherweise sehr leichte Achtstennigkarte auf dem Köpfchen und machte sieimlich verzweifelte schwarze Auglein. Aber es reagierte sich nicht, als wir die Karte behutsam herausnahmen.

An einem strahlenden Frühlingssonntag war unser alter Briefkasten ganz voll viesendem Leben, und unsere Blaumeisen hatten mächtig zu tun. Auch der Vogelvater war sehr fleißig beim Füttern! Der Briefkastenschlüssel wurde das kostbarste, meistbegehrte und heftigste Verteidigte Gut unseres Haushalts. Unsere große Sorge war nun: wie kommen die Kleinen aus dem schmalen Spalt, der sich etwa 15 Zentimeter über dem Nest befand? Vögel sind doch gewöhnt, ihre ersten Flugübungen unter viel günstigeren Bedingungen zu machen! Im Notfall mußte man wohl den Kasten aufschließen. Aber dieser Notfall trat nicht ein. Eines Morgens verzehrten fünf flauelige kleine Dinger im Garten herum, und ein sechstes saß auf dem Briefkasten und piepte aus Leibeskraften. — Im Laufe des Sommers verloren wir sie aus den Augen. Während des harten, langen Winters stellten sich wohl allerhand gefiederte Gäste ein, aber unsere Blaumeisen konnten wir natürlich nicht erkennen.

Und heute morgen? Heute morgen lag eine Karte mit einem Frühlingsgedicht im Briefkasten, dazu ein wenig Sand und in einer Ede ein paar Zweiglein, schon kunstvoll verflochten, mit ein bisschen Moos dazwischen.

Die Republik der Asketen.

Von Paul A. Schmit.

Von Wien aus fährt man in zwanzig Stunden bis Saloniki. Von dort geht es noch hundert Kilometer weiter gen Südosten über die Thalassische Halbinsel — dann steht man an der Grenze der Republik Athes. Auf der östlichen der drei mazedonischen Halbinseln ist das Reich der Asketen, ist die Mönchstrepublik errichtet — auf den Abhängen des heiligen Bergs Athes, der sich im Südosten der Landzunge führt bis zur Höhe von zweitausend Meter emporreicht.

Athes — Paradies der Eremiten und Einsiedler. Autonom mitten im griechischen Staate, hermetisch abgeschlossen gegen die Ströme des Lebens, die aus dem Westen Europas fließen. Ein Staat, darin der Lobgesang Gott zur Ehre erste Bürgerpflicht ist.

In zwanzig Klöstern, die sich wie trutzige Burgen aus den Felsen des Athes reden, in zwölf Dörfern, eingetauscht in die Mulden der Täler, und in fast vierhundert Eremitaggen, Einsiedeleien, wohnen die Bürger dieser Mönchstrepublik, leben in härtester Askese und verbringen ihr Leben in Arbeit und in der Auseinandersetzung Gottes.

Keine Frau, kein weibliches Weinen, darf je den Boden dieses Reiches betreten. Keine weiblichen Tiere werden

von den Mönchen gehalten. Nur Ochsen, Hämme und Böde sieht man auf den Weiden dieses Paradieses der Einsiedler sich tummeln. Und nur nach schweren Kämpfen wurde es einem der Klöster gestattet, um fräuleine Nahrung für die Erkrankten zu schaffen, ein paar Hühner zu halten. So sind diese Hühner die ersten weiblichen Wesen, die auf dem heiligen Berge geduldet sind.

Ein paradiesisches Stückchen Erde ist auf dieser Halbinsel am Strand der Aegeis bewahrt: Unter ewig blauem Himmel blüht das Leben in einem Friedensreich, dessen Geschichte bunt ist, wirr umrankt von Legenden. Die Kirchen der Klöster sind reich an wunderbaren Schätzen byzantinischer Kunst, überreich auch an wundertätigen Schäben. Da ist ein Bild der heiligen Anna, das man nicht photographieren kann, denn immer bleibt die Stelle des Kopfes auf der photographischen Platte unbelichtet. Und das gleiche Bild zieht Münzen aus den Händen spendender Menschen an. Wenn sich die Hand eines guten Menschen mit der Münze nähert, springt das Geldstück zum Bild und bleibt daran haften. Ist der Spender aber ein böser Mensch, fällt die Münze zur Erde. Vor diesem Bilde müssen die Novizen des Ordens die Probe bestehen ob ihr Herz rein und ihre Seele guten Willens ist. Man hat dieses wundertätige Bild auf ein magnetisches Kraftfeld hin untersucht, vergebens. Man fand nur wundertätiges Holz.

Da schwingt in einer anderen Kirche dreimal im Jahr eine silberne Ampel, ohne Anstoß durch Menschenhand, und ohne daß ein Windzug durch die Halle des Gotteshauses weht. Forscher aus dem Westen haben versucht, dies Wunder zu erklären. Sie wechselten die Kette aus, an der die Ampel hing — sie schlossen die Kirche hermetisch ab gegen den Wind: umsonst, die Ampel begann zur Stunde des Wunders zu schwingen — in immer weiteren, immer schnelleren Bogen.

Da findet man ein Bild der heiligen Panagia, das einem Mönch eine schallende Ohrfeige versteckte, weil er vergaß, die vor dem Bilde hängende Ampel mit Öl zu füllen. Seitdem brennt ewiges Licht vor diesem „schlagfertigen“ Bilde. Und das Gnadenbild der St. Trichirula erwies sich als unverbrennbar, obwohl es auf morschem Holz gemalt ist. Zweimal ging die Kirche, darin es aufbewahrt ist, in Flammen auf und brannte nieder — zweimal zog man das Bild, rauchgeschwärzt, aber unverletzt aus der glühenden Wiege. Auch die unbedeutenderen Bilder, weniger kunstvoll, als die herrlichen Schöpfungen der byzantinischen Meister, sind überhaucht von Seufzern und Gebeten der Jahrhunderte, sind geschwärzt vom Weihrauch verhunler Zeiten und strahlen eine unheimliche Kraft aus, die den Schaudenden in die Knie zwängt. Der Geist und die Inbrunst vergangener Jahrhunderte haben sich auf diesem Stück Erde gerettet aus der Vergangenheit in unsere Zeit, in der das Donnern der Maschinen den Rhythmus des Lebens angibt.

Aber auch Athes beginnt zu sterben. Kein junger Nachwuchs kommt hingevilgert zu den Klöstern, um das Leben der Alten weiterzuführen. Und durch Krieg und Revolution haben die Mönche auf Athes die Gunst und Fürsorge hoher Herren verloren. Die russischen Klöster leben in tiester Armut, seitdem im Mutterland „der Antichrist“ herrscht und Bäckerchen Zar ermordet wurde. So wird der heilige Berg langsam entvölkert und noch hundert Jahre vielleicht, dann wird auch dieses lebte Zeugnis längst verunknete Jahrhunderte Vergangenheit sein.

Franz Spunda, ein Wiener Gelehrter, hat dieses Mönchreich im Südosten Europas besucht und studiert. Er kam als kritischer Forscher, wenn auch als gläubiger Mensch. Und es gelang ihm nicht, die Wunder dieses Reiches und seiner Kunstsäten zu enträtseln. Er fordert in seinem Bericht (Der heilige Berg Athes, Inselverlag 1928) die Wissenschaften Europas auf, sich mit diesen Wundern auf Athes auseinanderzusetzen. Aber neben dieser Aufforderung kommt auch der gläubige Mensch zu Wort und dessen Worte sind eine Hommage auf dieses paradiesische Land des Friedens im Südosten unseres Europa.

Die Welt der Frau

Dahlem.

Von Elizab. Huber.

Nichts im Leben bedarf einer kostbareren und liebevoller Pflege als das liebe Dahlem, wenn es uns wirklich das sein soll, dessen wir am dringendsten bedürfen und am wenigsten entbehren können: ein Paradies auf Erden, das Ruhe gewährt vor der geschäftigen Welt, Erholung bietet von den beruflichen Lasten und das Freude, Mut und Kraft spendet zu neuer Tat im Kampf ums Dasein.

Die Ansicht, daß ein Heim dann die einzige richtige Pflege erhält, wenn jeden Tag mindestens ein Zimmer gründlich gescheuert wird, ist leider — zumeist bei Frauen — nur allzu oft vertreten. Gewiß, das Heim muß unbedingt rein gehalten werden. Was aber die eigentliche Seele des Heimes bildet, das ist ein herzliches, trautliches Familienleben. Wo dieses fehlt, da mögen die Zimmer noch so blank gescheuert, Gardinen und Decken noch so kostbar sein, sie bilden eben doch nur eine Wohnung, aber niemals ein Heim, denn diesen Räumen mangelt die Sonne, die ihren Bewohnern Wärme

Zur richtigen Pflege des Heimes gehört in erster Linie, daß zwischen den einzelnen Familienmitgliedern das Zusammengehörigkeits- und Gemeinschaftsgefühl erstrebt wird. Und hier ist es insbesondere Aufgabe der Frau, unbemerkt ihren Einfluß geltend zu machen und vermittelnd zu wirken. Da ihr wird es in der Hauptsache liegen zu verhindern, daß jeder in der Familie seine eigenen Wege geht.

Vor allem gewöhne sich die Hausfrau daran, das Scheuerstuhelchen aus dem Hause zu tragen, wenn der Gatte von des Tages Mühen und Lasten zu einem Ruhestündchen nach Hause kommt. Die Hausfrau achtet aber darauf, daß sie sich diese Gewohnheit aneignet, bevor der Herr Gemahl ihr schon dadurch auvorgelommen ist, daß er, um eben vor dem ewigen Scheuerfest Ruhe zu haben, das Ruhestündchen am Stammtisch absitzt. Sonst ist es meist zu spät, denn nach gemachten Erfrischungen werden all' ihre nachträglich angestellten Versuche, den Mann wieder an das Heim zu fesseln, erfolglos sein.

Das Heim soll für die Familie immer eine Stätte der Behaglichkeit und des Frohsinnes sein. Damit sei nicht gesagt, daß die Familie, um der Behandlung den Stempel der Behaglichkeit aufzudrücken, sich den ganzen Tag in Filzschuhen bewegen soll und die Hausfrau womöglich von früh bis spät im Morgenkleid sich zeigen darf. Im Gegenteil! Hausfrau und Kinder sollen in erster Linie in ihrem Heim immer nett und einladend aussehen. Auch bei der im Haushalt tätigen Frau läßt sich diese Regel durchführen. Bei schmuhiger Arbeit schont eine große Schürze, die nachher wieder abgenommen wird, das Kleid. Bei den Kindern aber, die frühzeitig dahingehend erzogen werden, daß sie nicht nur auf der Straße, sondern auch zu Hause nett und sauber aussehen sollen, wird die Reinlichkeit nach und nach zur zweiten Natur, so daß sie mit der Zeit selbst darauf achten, daß Kleidchen und Schürze immer sauber aussehen.

Indessen wird sich der sein Heim aussuchende Gatte gewiß nicht darüber ärgern, wenn er an seinem gewohnten Plätzchen den bequemen Stuhl, die neuen Zeitungen, den Wochenschriften, die Zigaretten und das Feuerzeug vorfindet.

Aber, um Gotteswillen — der Rauch und die Vorhänge! Liebe Hausfrau! Beides schadet nicht, der Rauch nicht und die Vorhänge erst recht nicht! Wird der Rauch zu lästig, dann läßt man ihn ganz einfach beim Fenster hinaus. Ganz empfindlichen Naschen wird eines der vielen in den Handel gebrachten Wässerchen, Parfüm genannt wieder die nötige Verhügung verschaffen. Und die Vorhänge nimmt man eben von Zeit zu Zeit wieder einmal ab und gönnt ihnen ein frisches Bad. Das geht nicht? Liebe Hausfrau, dente an den Stammtisch! —

Die Mahlzeiten sollen, wenn irgend möglich, gemeinsam eingenommen werden. Die Hausfrau trage stets dafür Sorge, daß ein appetitlich, freundlich aussehender Tisch die Familie zum jeweiligen Mahle einlade. Um dies zu erreichen, muß sämtliches Geschirr, das Risse oder Sprünge aufweist, absolut ausgeschaltet werden. Einige Blumen auf dem Tisch ge stellt, werden diesem stets ein angenehmes, festliches Gepräge geben. Versteht es dann die Hausfrau noch als übriges, die Mahlzeit durch Auseinandersetzung einer heiteren Unterhaltung zu würzen, so wird ihr gerade hierfür ihre Familie ganz besonders dankbar sein.

Klagen über unartige Kinder, Dienstbotenärgter usw., gehören nicht an den Tisch, ebenso wenig Zwistigkeiten zwischen einzelnen Familienangehörigen. Solche Dinge sind nur dazu angetan, das Mahl zu versalzen und das Familiengefühl missliebig zu beeinflussen. Müssten aber dergleichen Gefechte unbedingt zum Austrag gebracht werden, so geschieht dies nach dem Essen immer noch frühzeitig genug.

Einer klugen Hausfrau wird es nicht schwer fallen, die Einigkeit des Alltages in ihrer Familie dann und wann angenehm zu unterbrechen, ohne dadurch die Wirtschaftskasse allzu schwer zu belasten. Sie wird immer wieder Gelegenheit zu einem Familienfest finden, sei es ausschließlich im Rahmen der Familie oder im Kreise geladener Gäste.

Ein anderes Mittel, das ewige Einerlei zu verscheuchen, ist die Pflege einer guten Haussmusik. Ebenso bietet auch eine recht nette Abwechslung im Familienleben die An gewohnheit, sich dann und wann gegenseitig durch Erweckung besonderer Aufmerksamkeiten, kleine Geschenke usw., eine unverhoffte Freude zu bereiten.

Niemals lasse man sich sein Heim und damit sein Familienleben durch fremde, schlechte Einflüsse vergiften.

Im Schoße der Familie finde jedes einzelne Familienmitglied Verständnis und Teilnahme für seine Interessen

und dort pflege jeder Familienangehörige seinen Meinungsaustausch.

Im traulichen Daheim soll alles Hafsten, Tagen und Habern schwinden. Jeder nehme sich wenigstens täglich ein Stündchen Zeit, dem Familienleben sein seelisches Ofer zu bringen — auch die vielgeplagte Hausfrau! Gerade die Frau als Seele des Heimes kann sich niemals tief genug darüber bewußt werden, welch' unendlich großen Werte sie ihrer Familie zukommen läßt, wenn sie ihre Lieben mit ihren inneren Werten überschüttet, sie teilnehmen läßt an ihrem Seelenleben und — nicht zuletzt — selbst teilnimmt am inneren Erleben jedes einzelnen ihrer Familie.

Töchter, die Geld verdienen.

Von M. Trott.

Alle die Berufstätigen, die allein im Leben stehen, die mit ihren Einkünften sämtliche Ausgaben zu bedenken haben, die jede Kleinigkeit kaufen müssen, sind natürlich weit schlechter daran als die, die im Elternhause wohnen und ungesählte Erleichterungen und Vergünstigungen dadurch haben. Das junge Mädchen vergibt allerdings recht oft, daß es sich weder den Nähfaden, den es rasch gebraucht, noch den Flickfleck, der daheim im Glücksack vorhanden ist, zu kaufen hat. Derartige Kleinigkeiten sind im Elternhause vorhanden, man nimmt sie ohne weiteres, ohne Ausgaben zu haben. Aber auch das Essen, das die Mutter bereitet, mundet ganz anders als das im Lokal, das für die alleinstehende Berufstätige bereitet wird.

Es sei heute nur von denen gesprochen, die ein Heim haben, für die eine Mutter oder eine Schwester sorgt, die ihr Geld verdienen und die einen guten Teil davon für ihre eigene Behaglichkeit ausgeben können.

Schon beim flüchtigen Betrachten dieser berufstätigen Töchter kann man zwei Lager sehen. Da gibt es Töchter, die es für ganz selbstverständlich halten, daß das verdiente Geld ihr Eigentum bleibt, die nur einen ganz geringen Teil zum Wirtschaftsetat aufzuschieben. Wozu auch? Der Vater verdient, der Bruder verdient, warum soll man das mühsam verdiente Geld hergeben? Man kleidet sich dafür lieber recht nett, kaufst sich nach und nach eine Aussteuer, oder man gebraucht das Geld für Vergnügungen.

Und da sind andere, die durch ihren Erwerb vielleicht eine ganze Familie vor dem Untergange schützen, die in allererster Linie daran denken, den erwerbslosen oder erwerbsunfähigen Eltern oder Geschwistern das Leben zu erleichtern, die für sich kaum das Nötigste behalten und kluglos alles hergeben. Die unermüdlich alltäglich in den Beruf gehen, nicht an sich denken, immer nur in dem Bewußtsein schaffen: iu deine Pflicht und arbeite für die Deinen!

Aber auch außerhalb des Berufes sieht man diese zwei verschiedenen Lager. Da ist die bequeme Tochter, die, wenn sie nur ein wenig mehr für die Wirtschaft zahlt, von der Mutter verlangt, daß bei ihrer Heimkehr nun aber auch alles bereitsteht. Es fällt ihr nicht ein, sich das Essen selbst ins Zimmer zu holen, die Mutter stopft die Strümpfe, bessert Kleidung und Wäsche aus, räumt das Zimmer der Tochter auf, weil eben die Berufstätige dafür keine Zeit zu haben glaubt.

Dann wieder die anderen! Die kommen heim, müde und abgespannt, und fangen nun erst an, in der Wirtschaft zu helfen, sätzen bis in die Nacht hinein an der Garderobe, um die alten Kleider wieder aufzurichten. Sie bringen früh, ehe sie in den Beruf gehen, ihr Zimmer in Ordnung und springen bei, wo nur Arbeit vorhanden ist.

Beide Beispiele zeigen, wie arg über das Ziel hinausgeschossen wird. Die berufstätige Tochter, die das Glück hat, ein Elternhaus zu haben, hat die Pflicht und Schuldigkeit, von ihrem Verdienst auch entsprechend abzugeben. Und selbst wenn daheim dieser Zuschuß nicht gebraucht wird, kann damit den Angehörigen manche angenehme Stunde geschafft werden; höchstwahrscheinlich wird dann die Mutter diese Beiträge für die Tochter sparen oder zu deren Gunsten verwenden. Aber mit den Eltern abzurechnen oder zu trauern oder gar vorzurechnen, daß man zuviel gibt, das ist eine Ungehörigkeit, die sich ein anständiges junges Mädchen niemals auszuhöhlen kommen lassen darf. Ebenso unkultiviert und ungehörig ist es, die Mutter Arbeiten verrichten zu lassen, die sehr gut noch von der Tochter ausgeführt werden können.